Pavlos Tzermias, *Für eine Hellenistik mit Zukunft. Plädoyer für die Überwindung der Krise des Humanismus*. (Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag, 1998), 237 S. - ISBN 3-7278-1153-6.

Aus einem ganz anderen Blickwinkel als gewöhnlich wird hier die Problematik der humanistischen Studien angegangen. Nicht aus dem des Lateinlehrers, der mit seinem Latein am Ende ist, sondern aus dem eines Gräzisten, dessen Arbeitsfeld die gesamte Gräzistik (wie der Titel des Buches zeigt, bevorzugt Tzermias den Terminus Hellenistik) einschließt und der damit auch ein ganz anderes Angebot zu bieten hat als der übliche deutsche Altphilologe – hier berührt er sich in Kernaussagen bzw. -forderungen mit Fuhrmann –, aber auch aus dem Blickwinkel des Zeithistorikers, der alle Bereiche, auch die unangenehmen, der jüngeren Geschichte mit einbezieht und der die Geschichte vor allem ganzheitlich sieht und nicht in einzelne, unzusammenhängende Felder aufteilt, aus denen man sich nur das auswählt, was einem persönlich zusagt. In diesem Zusammenhang gilt die nähere Betrachtung gerade einigen Partien der jüngeren deutschen Geschichte, in denen man sich gern durchaus auch programmatisch auf Griechentum und Humanismus berief. Tzermias gibt hier klaren Aufschluß und erhellt Zusammenhänge, die mancher bisher oft gern zum eigenen Schaden und den der Studien und der Jugend, um die man besorgt zu sein vorgab, überging. Die Kapitel des Buches hängen alle mehr oder weniger miteinander zusammen, lassen sich aber auch einzeln oder in thematischen Gruppen lesen; zu ihnen sollen darum hier auch einige Angaben gemacht werden.

Einleitend wird mit Hilfe von Zitaten, etwa Hugo von Hofmannsthal, das ‚mit der Seele gesuchte‘ deutsche ‚Hellenen-Idol‘ erläutert, das im Grunde jeder Realität entbehrte und auch fast möchte man sagen gar keine haben sollte, danach auch dessen ‚Zerschlagung‘ (11 ff. 24 ff.). Die nachträgliche unzulässige Zäsur zwischen antiken und späteren Griechen, die bei den Humanisten immer mehr verstärkt wurde, war eine der Voraussetzungen dieses quasi virtuelle Griechenland-Ideals, in dem oft mehr vom Selbstbild der Forscher als von Griechenland enthalten war. Daher rührt nach Tzermias‘ Ansicht zum guten Teil die Krise der humanistischen Studien.

Tzermias zeigt (34 ff.) die Schizophrenie des Rassismus, in dem er die mediterrane Kultur, verdeutlicht am Beispiel der minoischen Kultur auf Kreta, den Vorstellungen des nordischen Rassenwahn gegenüberstellt. Die Problematik des Rassismus in der Altertumswissenschaft wird am Beispiel von Schachermeyr und dessen biologischem Geschichtsbild deutlich; auf Platon berief sich der NS-Psychologe Kurt Hildebrand. Besonders ausführlich wird die biologische Rassenlehre von Günther, dem Kronzeugen für dieses Metier in der Nazizeit, behandelt, die auf den Grundlagen von Gobi-

neau, Chamberlin, M. Grant beruht. 46 ff. Die Sonderrolle, die in Günthers Vorstellung die Griechen spielen, wird deutlich an seiner ‚Lebensgeschichte des Hellenischen Volkes‘; im Grunde spiegeln sich in seinem Hellas auch nur seine ideologischen Grundüberzeugungen und seine Wunschvorstellung von Deutschland. So versteht man diese Irrwege des Humanismus, obwohl man andererseits doch noch nicht versteht, warum diese Bildung nicht gegen solche Ideologien eine Notbremse bereitstellt, obwohl sie die Mittel dazu liefert.

Auf der Suche nach dem Versagen der Bremsen verfolgt Tzermias (60 ff.) die Ausklammerung des Ethischen aus der wissenschaftlichen humanistischen Arbeit jeglicher Couleur. Kriterium ist ihm hier die Stellungnahme zur Gleichheit der Menschen bei den Sophisten oder Philosophen und allgemein bei den antiken Griechen bzw. andersherum die Frage der Selbstverständlichkeit der Sklaverei, die man auch bei Aristoteles trifft. Marx ebenso wie Max Weber, der sich auf die Wertfreiheit der Wissenschaft beruft, und noch Finlay klammern jede Kritik an Aristoteles und überhaupt die Ethik aus.

In der Neuzeit wurden Athen und Sparta zu Idealen von Demokratie und Aristokratie stilisiert. Tzermias analysiert (68 ff.) gerade unter dem Stichwort ‚Menschenwürde‘ die Kritik an der attischen Demokratie. Gegenüber dem vielzitierten Idealbild im Epitaphios des Perikles, den man nur aus der rhetorischen Funktion dieser Staatsgrabreden zu verstehen hat, war die Realität zweifellos rauher. Aber die Kritiker meinen entweder, mit einigen Einzelpunkten die Bedeutung des Ganzen aushebeln zu können oder sie übersehen ‚wertfrei‘ die Basis der antiken Kritikpunkte. Selbst die scharfen Demokratie-Kritiker Platon und Aristoteles sind nur auf dem Boden dieses Staates überhaupt denkbar. Man darf die Demontage der attischen Demokratie nicht zu weit treiben, gar noch zugunsten des früher gern verglichenen Spartas (Tzermias übt besonders Kritik an jüngeren Autoren wie etwa J. Ober, die alten werden nicht mehr erwähnt). Schon der kleisthenische Begriff der Isokratia, der Vorläufer der Demokratia, verweist auf eine ‚offene Gesellschaft‘ und zeigt, daß Gleichheit und Freiheit in einer Beziehung miteinander verbunden sind. Tzermias verweist mit Raaflaub darauf, daß Athen die einzige länger funktionierende Demokratie der vormodernen Zeit war und beharrt zu Recht darauf, in ihm die ‚Wiege der Demokratie‘ zu sehen.

Im folgenden (77 ff.) greift Tzermias beispielhafte Themen heraus, die zukunftsweisende Tendenzen im althellenischen Denken aufscheinen lassen. Er zeigt, daß selbst im Rechtswesen doch einiges an griechischem Erbe tradiert ist, insbesondere über das griechische Rechtsdenken, das großen Einfluß auf die Ausprägung des römischen Rechts hatte. Zum anderen spielt er gegen die platonische Tradition und besonders Aristoteles andere Traditionen der Sophistik, vertreten u.a. durch Antiphon und Alkidamas, aus, die durchaus die Sklaverei bestritten haben.

Ganz ausdrücklich betont Tzermias (84 ff.), daß die Diskussion um die angebliche Dekadenz der Demokratie im 4. Jh. v. Chr. (dazu Eder oder Schürumpf in jüngerer Zeit) für die Frage des wertenden Humanismus ganz uninteressant ist; die Kritik am Urteil orientiert sich auch heute meist noch an den damaligen Gegnern der Demokratie. Tzermias kann sich hier besonders auf Lotze berufen. In seiner Kritik der ‚sozialdarwinistischen Dimension in den Lehren Marxens‘ betont Tzermias, daß die historischen Gesetze, die starre Thesen von der Bestimmung des Überbaus durch die materielle Basis, und die ‚Heilserwartung‘, die aus geschichtlichem Müssen abgeleitet waren, von Marx selbst relativiert wurden, was wiederum im ‚realen Sozialismus‘ ignoriert wurde. In unserem Zusammenhang kritisiert er besonders Zinserling; Marx selbst schwankte zwischen Determinismus und einem wertenden Humanismus. Durch die Verabsolutierung der Ästhetik schränkte der Humanismus sich selbst weitgehend ein – im Gegensatz dazu läßt sich zeigen, daß die Demokratie Athens auch deutlich in der Kunst zum Tragen kam (hier beruft er sich auf Schefold, Fuchs, Borbein), in den Götter werden die Menschen des Demos dargestellt.

Gerade von marxistischer Seite wurde in überspitztem Gegensatz Platon als Idealist verdammt und Aristoteles als Empiriker und Praktiker geradezu zum Vorläufer des sozialistischen Materialismus stilisiert, während konservative Interpreten Platon den Vorrang gaben. Interessant ist unter diesen Prämissen die Haltung des sozialistischen Althistorikers Alfred Rosenberg, eines Schülers von Eduard Meyer, dessen wechselnde Beurteilung der antiken Demokratie (er bestreitet das Ideal der Freiheit und sozialen Gerechtigkeit, sieht

dahinter nur eine ‚kapitalistische‘ Machtelite) mit der Begriffsverwirrung der Weimarer Republik zusammenhängt und sich mit rechter Demokratie-Kritik berührte. So ist bei Wilamowitz ebenso wie beim George-Kreis die gleiche Bewunderung Platons als eines Demokratiegegners festzustellen (101 ff.). Gemeinsam ist beiden ein zeittypischer konservativer ‚Elitismus‘, eine in der Opposition zur Weimarer Republik bedingte Tendenz zur ‚Tyrannis‘ und auch zum Antisemitismus. Wie schon Roberts zeigte, beeinflussten Platon und Aristoteles antidemokratisches westliches Denken durch ihre autoritär-antidemokratische Haltung. Diese Usurpation der platonischen Philosophie ging in der Nazizeit allerdings dann noch erheblich weiter. Als Beispiele dienen hier zwei anerkannte Wissenschaftler, der Althistoriker Helmut Berve und der Philosoph Martin Heidegger, der gern Theoretiker bzw. ‚Führer‘ des Führers geworden wäre. Ihr Humanismus hielt sie keineswegs von solchen Folgerungen ab, vielmehr berufen sie sich sogar auf ihn. In einem besonders krassen Kontrast stehen auch die ‚philhellenischen‘ Publikationen der Deutschen zu ihrer Besetzung Griechenlands im 2. Weltkrieg.

Als nächstes (109 ff.) wendet sich Tzermias Platon selbst zu und analysiert Poppers Kritik an Platon als einem „Feind der offenen Gesellschaft“ vor dem Hintergrund der damaligen NS-Entwicklung und deren Berufung auf Platon. Dessen auf Ungleichheit aufgebautes hierarchisches Prinzip muß vor dem Hintergrund der attischen Politik des 4. Jh. erklärt werden. Für seine Philosophenkönige sind keine sozialen Verhaltensnormen nötig, sie wissen ohnehin, was gut ist, durch die Idee der inneren Harmonie. Die Gerechtigkeit hat bei Platon – anders als sonst – mit Gleichheit nichts zu tun. Bei Platon ist der Idealstaat einfach als ‚gerecht‘ definiert, weil er der beste ist (alles ist dem Staat untergeordnet), dazu paßt Billigung von Sklaverei und Kindsaussetzung. Popper dagegen stilisiert Athen zur ‚Schule Griechenlands und der Menschheit‘ hoch.

Die Dämonisierung Athens (Kritik an der jüngsten Mißdeutung des Parthenonfrieses auf Kinderopfer des Erechtheus gehört vielleicht nicht dazu) vergleicht Tzermias, nicht ganz überzeugend, mit der des Ausgräbers Schliemann. Aus ganz anderer Richtung kommt eine weitere Demontage Athens mit dem von Martin Bernal's Buch ‚Black Athena‘ ausgehenden sog. ‚Afrozentrismus‘ (136 ff.). Dieser setzt sich ähnlich den rassistischen Humanisten weitgehend über das griechische Erbe hinweg, ersetzt sozusagen nur blonde Weiße durch schwarze Ägypter. Wichtig für die Identität ist die griechische Sprache, nicht die Abstammung, weil in der Sprache die humanistischen Komponenten des Erbes überliefert werden.

Wenn die nachantike Zeit von den traditionellen Humanisten übergangen wurde, so verkannten sie die Kontinuität der Kultur und ersetzten sie durch Abstammungsfragen (147 ff.). Diese Spannung zwischen Antike und Gegenwart führt bei manchem Neugriechen zu einer Art von ‚Ikonoklasmus‘ gegenüber der Antike, die er von ‚Humanisten‘ belegt glaubt. Geradezu ein Gegenstück dazu stellt das ‚Fallmerayer-Syndrom‘ dar, der krampfhaft Versuch, den – ganz unerheblichen – Nachweis der Abstammung von alten Griechen zu führen, eine Gefahr des Rassismus, die selbst ernsthaften Wissenschaftlern (so z.B. bei Poulianos 1966 gegen Günther) in der Gegenargumentation immer wieder droht. Tzermias rückt Fallmerayers Thesen in ihren antirussischen historischen Kontext, die Angst vor einer slawischen Expansion, der die Griechen zugerechnet wurden. Zugrunde liegt ein blutsbedingter Nationen-Begriff im Deutschen anstatt eines geistigen, der sich vor allem auf Sprache und Bewußtsein bezieht. Daher mußte Fallmerayer die blutsmäßige Kontinuität bestreiten, verkannte aber die Kontinuität der griechischen Kultur und Sprache oder überhaupt deren Relevanz. Dagegen kam der als Argument zitierte ‚blonde Menelaos‘, den Homer doch nur als Ausnahme so bezeichnet, dem Selbstideal deutscher und englischer Klassizisten entgegen. Auch Marxisten gingen oft in diese ‚hämatologische‘ Falle (154 ff.), denn auch Marx und Engels ignorierten die byzantinische und neugriechische Geschichte, folgten Fallmerayer in ihrem abschätzigen Urteil über die Neugriechen und lobten die Türken als Feinde des gefürchteten zaristischen Rußland. Spätere marxistische Historiker verhielten sich unterschiedlich.

Die Sprachkontinuität über Jahrtausende (der schlechte Witz ‚apopudobolia‘ = Fußball im Neuen Pauly ist keine Konkurrenz für Loriots Steinlaus im Przyrembel) wird am Beispiel der Wort- und Begriffs-Geschichte von ‚symbolon‘ demonstriert (164 ff.), wobei wichtige wirtschaftsgeschichtliche Einsichten zum Begriff von Kauf und Tausch besprochen werden.

Die klassizistische Geringschätzung des Hellenismus und aller nachklassischen Kulturkontinuität (für deren Bedeutung Tzermias einige Beispiele vom hellenistischen Einfluß auf Indien bis zu den philosophischen Wurzeln von Hugo Grotius' Völkerrecht zitiert) hat heute konkrete Auswirkungen auch auf die Bildungssituation in Deutschland (178 ff.). Mit dem Absturz des Ideals werden hier die alten Sprachen abgewählt in der Schule, während in England die Sache bei ähnlichen Voraussetzungen etwas freundlicher verläuft. Auch heute noch wird von den Befürwortern Mittelalter und Neuzeit vergessen, Griechisch wird, wie Latein auch, nur als tote Sprache betrieben. Diese Entwicklung ist nur durch die Einbeziehung der lebenden Sprache zu bremsen.

Das Verhältnis des Westens zum griechischen Osten (195 ff.) war schon seit der Kaiserzeit ambivalent. Neben einer ‚Graekomanie‘, die z.B. Hadrian kennzeichnet, stand schon im römischen Reich die Klage über die Servilität oder Unfähigkeit der ‚Graeculi‘ im Gegensatz zu ihren klassischen Vorfahren, etwa bei Cicero – ein Topos, den wir dann für die jüngere Phasen des sog. byzantinischen Reiches (dessen griechische Bewohner sich aber noch bis ins 19. Jh. als Römer bezeichneten) und weiter noch von späten Klassizisten wiederholt hören. Die These vom durchgehenden Verfall verkennt die kulturellen Leistungen der Byzantiner. Der Osten übernahm die antike Philosophie ins Christentum, bewahrte die antike griechische Literatur und wirkte schon lange vor der Renaissance auf den Westen, so in karolingischer und ottonischer Zeit, und auch durch die Rezeption des justinianischen Rechts oder der Hymnik. Erst im Hochmittelalter wurde mit Schisma, Westkaisertum und Kreuzzügen die Trennung zwischen Ost und West zementiert. Gerade der Frühhumanismus wurde vor allem durch Exil-Byzantiner befruchtet. Aber auch unter Lateiner- und Osmanenherrschaft kam es noch zu einer kulturellen Blüte im griechischen Bereich; die neugriechische Literatur fußt auf derjenigen der byzantinischen Periode.

Schließlich (202 ff.) kommt Tzermias nochmals auf das Konzept einer einheitlichen und weitgespannten Hellenistik zurück. Die Trennung zwischen Neu- und Altgriechisch, die sich eigentlich gegenseitig stützen müßten, sollte im Sinne der sprachlichen und auch der kulturellen Kontinuität aufgegeben werden. Dazu erläutert Tzermias kurz die Sprachentwicklung und Rolle der ‚Koine‘, dann der neugriechischen Sprache und die Sprachreinigung und den sog. Sprachen- oder eher Sprachformen-Streit. Ein entscheidendes Moment für die Trennung von Alt- und Neugriechisch war zweifellos die Entscheidung für eine nationalsprachliche Aussprache des Griechischen, im deutschen Sprachraum die sog. Erasmische Aussprache (Etazismus statt Itazismus) – so als ob es die Griechen, von denen man die Sprache doch gerade erst gelernt hatte (etwa Chrysolaras und andere, die wichtige Manuskripte nach Rom brachten), gar nicht mehr gäbe. Daß Griechenland immer noch, gerade auch in der EU, als Außenposition angesehen wird, zeigt sich darin, daß auch weiterhin die Hellenistik als Fach als marginal angesehen wird. Dabei ergänzen sich Tradition und Innovation, ein neuer Humanismus könnte allen Völkern besonders in Europa helfen. Eine zeitgemäße Hellenistik, wie Tzermias sie vorschwebt, könnte zur Korrektur des Griechenlandbildes vieler Deutscher beitragen, zumal Vorurteile und Unkenntnis in der Publizistik schwere Fehlentwicklungen bewirken können. Nur eingehendere Kenntnis schützt bekanntlich vor Fehlurteilen, wie hier erst vor kurzem die Behandlung der Makedonienfrage in den Medien wieder gezeigt hat. Die langfristige und vielfältige frühere Einwirkung auf den Westen und die heutige Partnerschaft in der EU machen für uns auch die jüngeren Phase der griechischen Kulturgeschichte heute in höchstem Maße relevant. Zwei Irrtümer hebt Tzermias abschließend als weitere wesentliche Hindernisse für ein unverkrampftes Verhältnis zu den humanistischen Studien hervor: Die Verkennung ihrer ‚humanen Quintessenz‘ und der heute oft konstruierte Gegensatz zwischen Naturwissenschaften und Beschäftigung mit der Antike, ein blanker Unsinn; eher können die Naturwissenschaften diesen gerade eine Chance geben. So schließt Tzermias etwas optimistisch mit dem Satz von Argyropoulos über Reuchlin: „Ecce, Graecia nostro exsilio transvolavit Alpes.“

Das Bücherverzeichnis ist vielfältig und hilfreich (221-37), leider fehlt ein Register. Aber in diesem Fall ist das wiederholte Lesen keineswegs eine Zeitverschwendung. Denn dieses faszinierende Buch, das man in einem Zug durchlesen kann – was bei dieser Thematik nicht zu erwarten ist – bietet Einsichten in eine aktuelle Problematik, die im Grunde nicht nur die Krise des Humanismus

betrifft, sondern darüber hinausgeht und die aktuelle Politik berührt. Tzermias holt weit in der Geschichte und Philosophiegeschichte aus und beleuchtet die Sache oft aus einem für manchen Altphilologen vielleicht ungewohnten Blickwinkel. Auch philosophische Inhalte, etwa Kritik des Marxismus, sind einfach und klar verständlich geschrieben. Dabei sind es besonders der historische Überblick, die exemplarischen Längs- und Querschnitte, die der Argumentation ihre Schlagkraft verleihen. Tzermias ist als Gräzist und Zeithistoriker zugleich wie kaum ein anderer prädestiniert, diesen scheinbaren Spagat, der keiner ist, sondern nur durch die Fächerstruktur im deutschen Sprachraum zu einem wurde, zu schaffen und die Trennung zu überwinden.

Reinhard Stupperich